



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Düntzer, Heinrich: Die Weimarer Gesamtausgabe von Goethes Werken.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

haglichkeit des Arztes das Wort geredet würde, möge man bedenken, daß auch die gute Stimmung des Arztes am letzten Ende dem Kranken zu Gute kommt.



## Die Weimarer Gesamtausgabe von Goethes Werken.

Von Heinrich Dünker.



vor sechzig Jahren sahen Goethes Verehrer erwartungsvoll dem Erscheinen der ersten Lieferung seiner „Ausgabe letzter Hand“ entgegen, die nach der Ankündigung nicht nur „manches bisher zerstreut und außer Zusammenhang Gedruckte in ästhetischem, rhetorischem, grammatischem Sinne annehmlicher gemacht,“ sondern auch Ungedrucktes bringen sollte, nämlich alles, was vorerst der Mitteilung wert erschienen habe, wobei seine Freunde „für übereinstimmende Rechtschreibung, Interpunktion und was sonst zu augenblicklicher Verdeutlichung nötig wäre,“ möglichst sorgen würden. Leider sollte trotz des besten Willens des Dichters und der Anstrengung Niemers, Eckermanns und Göttings dieses Ziel nicht erreicht werden; dazu wäre eine ununterbrochene Thätigkeit der Redaktoren statt einer zeitweiligen, auf eine Reihe von Jahren verteilten, die strengste Überwachung des Satzes und Druckes und besonnene Erwägung der vorgeschlagenen Änderungen nötig gewesen, während die Redaktion nur eine Nebenbeschäftigung mehrerer war und manche augenblickliche Vorschläge vom Dichter oft vorschnell genehmigt wurden, was er später zuweilen bereute; hatte er sich doch sogar einmal an der Stelle des einzig berechtigten Horaz den Properz und besonders in den ersten Bänden häufig die starke Form des Genetivs des Beiwortes, wie köstliches Sinnes, edles Steines, gegen seinen eignen Gebrauch von Götting aufdrängen lassen. Auch mußte er es erleben, daß der Verleger seine wohlbedachte Anordnung, deren Begründung die Ankündigung angedeutet hatte, aus Rücksicht auf möglichst gleichen Umfang der Bände durchbrach. Seinen Ärger über diese Willkür, durch welche die epischen Gedichte samt „Pandora,“ statt auf die Theaterstücke zu folgen, an das äußerste Ende hinter alle prosaischen Schriften traten, sprach er gegen Boisseree aufs schärfste aus. Der Text selbst ist teils durch Nachlässigkeit der Redaktoren, teils durch Schuld der Druckerei von der versprochenen Reinheit und Gleichmäßigkeit gar weit entfernt. Noch vor dem Tode des Dichters gab Götzinger, damals Professor der deutschen Literatur in Schaffhausen, seinem Unwillen über diese Ausgabe letzter Hand den bittersten Ausdruck. Die Satzzeichnung, bemerkte er, sei „fast furchtbar“ zu nennen, überhaupt herrsche in der Korrektur dieser mit so großem Pomp als vollendet angekündigten Aus-

gabe „eine unverantwortliche Schamlosigkeit.“ Der fast auf jeder Seite sich zeigenden „Inkonsequenzen, Ungewöhnlichkeiten, Unrichtigkeit der Interpunktion“ gedachte zwanzig Jahre später auch der verdiente Lehmann in der Schrift „Goethes Sprache und ihr Geist.“ Meine Klage über die zahlreichen, auch in den spätern Ausgaben sich findenden Fehler bestimmte die Cottasche Buchhandlung, mich aufzufordern, ihr zu der im Drucke befindlichen neuen Ausgabe in dreißig Bänden vom vierten Bande an die nötigen Veränderungen mitzuteilen. Ich that mehr als dies, ich suchte auch, wenigstens in den einzelnen Werken, eine Gleichmäßigkeit der Schreibung und eine verständige Satzzeichnung einzuführen. Dies wurde mir aber vom „Centralblatt“ übel gelohnt; sein Berichterstatter, der unter der Hand den Namen des Verbesserers erfahren hatte, mußte mir, obgleich ich beim Drucke ganz unbeteiligt war, alle Druckfehler auf, machte manche ungegründete Einreden, bezweifelte sogar die Wahrheit meiner Behauptung, daß ich erst beim vierten Bande eingetreten sei. Über diesen bösen Angriff habe ich mich zur Zeit und neuerdings auf besondere Veranlassung weiter ausgelassen. Erst bei dem zweiten Drucke der dreißigbändigen Ausgabe wurden die Bogen einmal von mir durchgesehen. Nach Beendigung dieser Ausgabe brachte das zweite Heft 1857 der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ meinen Aufsatz: „Die Herstellung einer vollständigen kritischen Ausgabe von Goethes Werken.“ Hier wies ich zunächst nach, wie es mit der Ausgabe letzter Hand bestellt sei, wie diese zu ihren Vorgängerinnen sich verhalte, führte aus, wie eine solche Ausgabe in Bezug auf Rechtschreibung und Satzzeichnung zu verfahren habe, und wie sie, wenn die Enkel des Dichters dazu das wohlgeordnete Archiv öffneten, anzuordnen sein würde. Aber weder zeigten sich Goethes Nachkommen bereit, die überkommenen Schätze dem deutschen Volke im Geiste ihres Großvaters zu Gute kommen zu lassen, noch wurde mein Wunsch erfüllt, daß kundige, von der Größe der Aufgabe durchdrungene Männer über den von mir angeregten Gegenstand, der eine allgemeine deutsche Angelegenheit sei, ihre Ansicht ausdrücken.

Dreißig Jahre später beginnt die neue Weimarer Ausgabe, welche durch das Ableben des letzten Enkels, der die Großherzogin Sophie von Sachsen zur Erbin des Goethearchivs ernannt hatte, ermöglicht wurde; denn die hohe Frau öffnete dasselbe dem Vorstande der rasch gebildeten Goethegesellschaft zur vollständigen Herausgabe der Werke und zur Benutzung für eine neue ausführliche Lebensbeschreibung. Nicht allein Deutschland, auch das Ausland, das immer lebhafteren Anteil an Goethe nimmt, hoffte Bedeutendes von dieser „Monumentalausgabe“; stand doch aus dem Nachlaß nach allem, was verlautete, sehr wichtiges Unbekannte in Aussicht, und man durfte voraussetzen, daß die Fortschritte der Kritik während der letzten fünfzig Jahre treu benutzt und endlich ein möglichst gereinigter Text geliefert werden würde, welcher Rechtschreibung und Satzzeichnung, wie es Goethe gewünscht hatte, gleichmäßig durchführte und den bisher durch vielfache Mängel gehinderten Genuß erleichterte. Die Grundsätze, nach welchen man

dabei zu verfahren gedachte, hätten freilich den Mitgliedern der Goethegesellschaft unterbreitet und darüber in öffentlicher Sitzung verhandelt werden sollen; das hätten die Sache und der Geist der Zeit gefordert. Aber man zog es vor, die freie Besprechung zu vermeiden, die Grundsätze einseitig festzustellen und sie nach Belieben einzelnen mitzuteilen, dann neben den eigentlichen Redaktoren eine große Zahl von Mitarbeitern zu ernennen (einschließlich der Redaktoren 67), von denen wohl manche nur honoris causa gewählt wurden. Und doch wäre nichts notwendiger gewesen, als die leitenden Grundsätze bis ins einzelste so genau festzustellen, daß eine wesentliche Abweichung unmöglich geworden wäre, wenn auch die verschiedenen Ansichten so vieler an Umfang der Kenntnis und Reife des Urteils ungleicher Mitarbeiter die erwünschte Einheit des Standpunktes noch immer hindern mußten.

Vor kurzem ist die erste Lieferung dieser ersehnten Ausgabe erschienen: zwei Bände der eigentlich schönwissenschaftlichen Werke (ohne besondern Abteilungsstiel), zwei der dritten Abteilung (Briefe) und einer der vierten (Tagebücher). Der erste Band enthält den Anfang der Gedichte, mit Vorwort und Vorbericht zu den sämtlichen schönwissenschaftlichen Werken. Als Vorredner tritt Herman Grimm auf. Wir halten niemand für berechtigt, vor Goethes Werken für ihn das Wort zu ergreifen. Sein Name sagt mehr als alle Worte. Was das Vorwort Thatsächliches enthält, gehört in den von Suphan im Namen der Redaktoren gegebenen Vorbericht. Das Lob der Enkel, die nicht im Sinne des rastlos wirkenden großen Ahnen handelten, die, statt thätig einzugreifen, das Archiv sperren und vermodern ließen, paßt nicht in eine Ausgabe seiner Werke. Dadurch, daß der Tod sie endlich dazu trieb, das Archiv in sichere Hut zu stellen, sind sie keineswegs, wie Grimm sagt, dem Großvater wieder nahe getreten, keineswegs durch geistige Bande neu mit ihm vereinigt worden. Bei Lebzeiten haben sie den Verleger nur stets gehindert, nie gefördert, erst in den letzten Jahren durch einen wenig dazu berufenen Freund selbst Mitteilungen veranlaßt. Leider können wir ebenso wenig den schönen Traum mitträumen, daß die neue Ausgabe der Werke „als Merkmal eines geistigen Umschwunges gelten“ werde. Eine Ausgabe der Werke in etwa neunzig Bänden wird die nicht anziehen, denen bisher ein Drittel davon zu viel war; das, was bis heute so viele trotz aller hohen Worte gleichgiltig oder zu Segnern des Dichters, des Naturweisen und Menschen gemacht hat, wird dadurch nicht überwunden. „In Zukunft wird jeder nun leicht wissen können — denkt sich Grimm —, wie einer der größten Männer Deutschlands von Tage zu Tage gelebt hat.“ Aber wie wenige verlangen darnach! Die meisten spotten über das Bestreben, alles und jedes über Goethe zu erfahren, nehmen so wenig Anteil an dem Menschen, daß sie sich nicht scheuen, es für ganz gleichgiltig zu erklären, ob der alte Goethe ein verliebter Narr gewesen oder nicht. Zur Verscheidung des herrschenden Vorurteils gegen Goethe bedarf es ganz anderer Hebel als einer großen Ausgabe

der Werke, Tagebücher und Briefe, von denen die beiden letztern in der Weise, wie sie hier ohne alle Erläuterung geboten werden, nur den Kenner anziehen können.

In die Sache führt uns Suphans „Vorbericht.“ Zunächst begründet er die Trennung in vier Abteilungen. Aber Tagebücher und Briefe fallen gar nicht in den Kreis der eigentlichen „Werke,“ wenn sie nicht vorher zur Veröffentlichung bearbeitet worden sind, und Goethe würde es nicht billigen, daß man bei einer „Monumentalausgabe“ das, worauf er oft mehr Wert legte als auf seine Dichtungen, die naturwissenschaftlichen Schriften, von seinen Werken trennt. Daß diese „nach Goethes eigener Auffassung als Supplement zu den Werken behandelt werden sollten,“ ist nicht richtig. Nur weil die Bändezahl durch sie übermäßig gestiegen wäre, ging er darauf ein, daß diese „in einigen Supplementbänden nachgebracht werden sollten“; er richtete sich hierbei nach den Wünschen des Verlegers. Eine Ausgabe, die an eine solche Rücksicht keineswegs gebunden ist, durfte sich nicht zu einer derartigen Absonderung bestimmen lassen, vielmehr hätte sie es als eine Ehrensache betrachten sollen, daß der Käufer seiner Werke die naturwissenschaftlichen, ohne die Goethe nicht Goethe wäre, mitkaufen müsse.

Was weiter zur Begründung der Ansicht angeführt wird, daß Goethe selbst in der Ausgabe letzter Hand die Norm für den Druck der Werke angegeben habe, zeigt nur, wie sehr bei der Aufstellung der Grundsätze der neuen Ausgabe ein Haupterfordernis mangelte: die genaue Kenntnis, wie sich unser Text gebildet hat. Von den dazu gehörenden Vorstudien, der eingehenden Vergleichung der von Goethe veranstalteten Gesamtausgaben in allen ihren Teilen, findet sich keine Spur. Die Ausgabe letzter Hand ist weit entfernt, ganz gleichmäßig behandelt zu sein; die Redaktoren folgten nicht immer denselben Grundsätzen, und der ihnen vorliegende Text war nach den verschiedenen Quellen, aus denen er geschlossen war, ganz ungleichartig; ist es doch schon von wesentlicher Bedeutung, ob eine Dichtung bereits in der ersten oder der zweiten Ausgabe erschienen, oder erst in der dritten oder nur einmal besonders oder noch gar nicht gedruckt worden ist. Suphan bemerkt, Goethe habe bei der Ausgabe letzter Hand mit größter Umsicht, mit einer Sorgfalt, wie bei keiner frühern, sich um die Reinheit und Vollkommenheit derselben bemüht, wovon der Briefwechsel mit Götting und dem Faktor Reichel zeuge, ja auch die Oktavausgabe habe er noch durch Götting durchsehen lassen und dessen Änderungen begutachtet. Die Oktavausgabe leidet aber, wenn sie auch an einzelnen Stellen das Richtige hergestellt hat, an neuen Druckfehlern. Von Göttings Veränderungen, zu denen Goethe seine Einwilligung gegeben hatte, hat der Dichter selbst manche als ungehörig erkannt; sehr möglich ist es, daß er dies auch bei andern gethan hat, von denen wir es nicht wissen, sodaß wir mit voller Sicherheit diese nur da aufnehmen können, wo sie als zweckmäßig sich erweisen, selbst auf die Gefahr hin, Goethe habe sie auch später noch für nötig gehalten. Reichel hat nur offenbare Druckfehler verbessert, die in der als Handschrift zu Grunde gelegten frühern Ausgabe sich fanden, wie

dies Goethes Briefe vom 28. September und 26. Oktober 1827 zeigen; in dem letztern bemerkt er entschuldigend, in alten Tagen lasse man manches hingehen, was man in jüngern gerügt haben würde. So wenig war der Text überall gereinigt! Und was hilft es uns, daß Goethe sich solche Mühe gegeben hat, wenn thatsächlich vorliegt, daß der Druck so vernachlässigt ist, wie wir oben von unparteiischen Beurteilern hörten.

Suphans Behauptung, man müsse dieser Ausgabe in der Anordnung folgen, widerlegt sich dadurch, daß, wie wir schon sahen, der Verleger die Folge der Bände willkürlich geändert hat. Die Vorspiele und Theaterreden, die jetzt erst den Singspielen folgen, sollten nach Goethes Willen sich im sechsten Bande an die Übersetzungen des „Mahomet“ und „Tancred“ anschließen. Die „Maskenzüge“, die „Karlsbader Gedichte“ und „Epimenides“, die früher den „symbolisch-humoristischen Darstellungen“, zu denen „Faust“ und der ganze Inhalt des dreizehnten Bandes bis zu den „Geheimnissen“ gehörten, vorangegangen waren, stehen jetzt hinter ihnen, da „Faust“ für sich einen Band in Anspruch nahm. Die „epischen Gedichte und Verwandtes“, welche ursprünglich unmittelbar auf die „symbolisch-satirischen Theaterstücke“ folgten, denen auch die „Unterhaltungen“, als im Sinne der drei politischen Dramen geschrieben, sich gesellten, treten jetzt, wie bemerkt, seltsam ganz an den Schluß. Trotz aller dieser und anderer willkürlichen, von Goethe mißbilligten Abweichungen sollen wir uns diese Anordnung als maßgebend gefallen lassen. Freilich ist es richtig, daß in diese sich alles erst später Gedruckte oder Neuaufzunehmende ohne Schwierigkeit einfügen läßt, aber bei welcher wäre dies nicht der Fall! und sie wird dadurch nicht die von Goethe gewünschte. Auch wird man jedenfalls die Bände etwas anders einrichten müssen, hoffentlich nicht einen Band mit „Elpenor“ und „Clavigo“ beginnen. Wirklich ist der erschienene erste Teil des „Faust“ als vierzehnter Band bezeichnet, während er in der Ausgabe letzter Hand den zwölften bildete.

„Die gleiche Berücksichtigung“ wie in der Anordnung soll die Ausgabe letzter Hand auch in Fragen der Textkritik verdienen. „Ist nicht mit voller Gewißheit eine Verderbnis anzunehmen, besteht irgend ein Zweifel an der Notwendigkeit der Änderung, so darf sie nur im Einverständnis mit den Redaktoren eingeführt werden.“ Als Beispiel dieser Art wird der Vers der „Zueignung“ angeführt, wo die als Norm dienende Ausgabe letzter Hand den Druckfehler der an solchen außerordentlich reichen vorletzten ruhig herübergenommen hatte. Freilich ist es zu billigen, daß von der Ausgabe letzter Hand nur aus zwingenden Gründen abgegangen werden soll. Aber welche Gründe gelten den Redaktoren als zwingend? Sollen etwa nur die in einer Ausgabe sich findenden Lesarten das Recht haben, als Verbesserung aufzutreten? oder höchstens einfache Schreibfehler, wie versenkt statt versengt (Ged. S. 349), Betrübende statt betrübende, glimmen statt klimmen (Faust 762, 1497), verbessert werden dürfen? Ist es nicht erlaubt, in der Zueignung zum „Faust“ Lied statt Leid in den Worten:

Grenzboten I. 1888.

„Mein Leid ertönt der unbekanntem Menge“ zu verbessern? Man hat neuerdings in Leid eine besondere Schönheit entdeckt; und zu meinem Bedauern steht auch in der vorliegenden Ausgabe wieder Leid, und die von Riemer schon ein Jahr nach dem ersten Druck gemachte Vermutung Lied wird für eine „trivialisierende Schlimmbesserung“ erklärt. Aber Leid ist und bleibt an dieser Stelle die allergrößte Verunstaltung. Freilich kann der Dichter das Lied, in dem er seinen Liebeschmerz ergießt, sein Leid nennen, aber in der Stanze, worin unser Vers steht, ist vom „Faust“ die Rede, den Goethe unmöglich so bezeichnen kann, da hier ja jede Andeutung fern liegt, daß er in diesem sein eignes Leiden darstelle. Es muß mit dem Ausdruck dieselbe Dichtung gemeint sein, welche er unmittelbar vorher als die folgenden Gefänge bezeichnet hat, ja gleich darauf braucht er statt des prosaischen daran wieder an meinem Lied. Dem freundlichen Gedränge seiner Jugendgenossen, das jetzt zerstoßen ist, dem nun verflungenen ersten Widerklang steht die unbekanntem Menge entgegen, deren Beifall seinem Herzen bange macht. Daß der Dichter dreimal kurz hintereinander Lied braucht, (21, 23, 28), kann nicht auffallen; selbst wenn man Leid beibehält, erscheint es zweimal hinter einander, und zwar in verschiedner Beziehung. Will man es unwahrscheinlich finden, daß ein so schlimmer Fehler in den beiden folgenden Ausgaben der Werke unverbessert geblieben sei, so können wir uns dagegen auf den Vers in der Ballade „Das Weilchen“ berufen: „Es sank und starb und freut sich noch,“ wo das unsinnige sang seit 1800 in allen Ausgaben der Werke, auch in der Ausgabe letzter Hand sich fortgepflanzt hat, da es in die Handschrift der Gedichte für 1806 Aufnahme gefunden hatte, und erst nach dem Tode des Dichters verbessert wurde, gerade wie das abgeschmackte Leid. Und es ist dies nicht der einzige Fall, daß ein Druckfehler durch mehrere Ausgaben in die Ausgabe letzter Hand gelangt ist. So hatte sich seit 1800 in Epigramm 47 „Welch ein Wahnsinn ergriff dich Müßigen?“ der sonderbar in unsrer neuesten Ausgabe unter den „Lesarten“ unerwähnt gebliebene arge Druckfehler die Müßigen, seit 1806 in der Elegie „Hermann und Dorothea“ 33 das sinnstörende „Deutsche“ statt „Deutschem“ erhalten. Ähnlich steht es mit „Faust,“ wie 208, 3184, 3552. Wenn der Herausgeber behauptet, Riemer sei mit seiner Vermutung Lied bei Goethe nicht durchgedrungen, so ist nicht der geringste Beweis vorhanden, daß diese dem Dichter zur Entscheidung vorgelegt und von ihm abgelehnt worden sei, was wir geradezu für unmöglich halten, da Riemers Grund unwidersprechlich war. Als die neue Ausgabe der Werke im Jahre 1814 bearbeitet wurde, mag Riemer seine Vermutung und Goethe seine Billigung derselben vergessen haben. Finden wir doch mehrfach, daß der Dichter selbst einzelne früher für eine neue Ausgabe angemerkte Verbesserungen, als eine solche wirklich veranstaltet wurde, über sah. Das schlagendste Beispiel eines solchen Übergehens bietet das Gedicht „Im Sommer.“ Als Alfred Nicolovius ihn überzeugt hatte, daß dieses nicht ihm, sondern S. G. Jacobi angehöre, durchstrich er es feierlich in einer Ausgabe,

dennoch blieb es in der Ausgabe letzter Hand stehen, da er hierzu ein andres Exemplar verwandte.

Doch kehren wir nach dieser Austreibung des Leides zu Suphans „Vorbericht“ zurück. Man hätte gern die Ansicht der Redaktoren darüber vernommen, in welchem Falle die Gründe für eine Änderung zwingend seien. Einen Fall dieser Art finden wir im „Faust“ 2348, wo Niemers Dich statt Doch aufgenommen worden ist, obgleich auch diese Vermutung vom Jahre 1809 in keine der beiden letzten Ausgaben Eingang gefunden hatte. Die Änderungen, welche Götting sich „hie und da unbemerkt oder ohne Goethes bezeugte Einwilligung gestattet hat,“ sollen nach der Äußerung Suphans erforderlichen Falls rückgängig gemacht werden. Wir sollten denken, auch in dem Falle, wo Göttings Gründe nichts beweisen. Statt der Überschrift des geselligen Liedes „Epiphania“ ist 1828 in die Oktavausgabe Göttings Vorschlag „Epiphaniafest“ eingedrungen, weil „Epiphania doch immer ein Genetiv bleibe.“ Nichts weniger als das. Epiphania ist stehende Bezeichnung des Dreikönigstages, des 6. Januar, wie Palmarum des Ostersonntags, und es handelt sich nicht um das Fest, sondern um den Tag. So überschrieb denn Goethe auch ein andres Gedicht nicht Pfingstfest, sondern Pfingsten. Demnach hätte die neue Ausgabe „Epiphaniafest“ rückgängig machen sollen. An einer andern Überschrift nahm Götting mit Recht Anstoß. In Vanitas! vanitatum! vanitas! sei wohl, meinte er, das erste Ausrufungszeichen zu streichen. Goethe genehmigte diese Änderung. Aber dann schlägt doch das letzte vanitas sehr matt nach. In dem hier zu Grunde liegenden Ecclesiastes („Prediger Salomonis“) steht einmal das wiederholte Vanitas vanitatum! ein andermal Vanitas vanitatum! omnia vanitas! Das letzte war hier ohne Zweifel gemeint, nur omnia durch Versetzen ausgefallen. Hiernach ist der Titel des Liedes nicht mit Götting halb, sondern ganz zu verbessern.

Ein Hauptmangel des Vorberichts liegt darin, daß er keine Übersicht und Beurteilung aller Gesamtausgaben giebt; eine solche gehörte hierher, sodaß die Herausgeber der einzelnen Werke darauf verweisen konnten. Daraus würde das besonders wichtige, von mir längst ausgesprochene Ergebnis gewonnen worden sein, daß die von 1815 an erschienene Ausgabe (B) wegen ihrer großen Nachlässigkeit nur da Beachtung verdient, wo ihre Lesart sich als eine absichtliche Verbesserung des, wenn auch von Fehlern nicht freien, doch sorgfältigern Druckes von 1806 bis 1808 (A) ergibt, und demnach auch die Taschen- und Oktavausgabe letzter Hand, bei welchen diese zu Grunde lag, da, wo sie gegen A mit B übereinstimmen, nach A zu verbessern ist. Von diesem Grundsatz aus wird die Kritik außerordentlich erleichtert. Zwar führen die Herausgeber der Gedichte und des „Faust“ vor dem Verzeichnis der abweichenden Lesarten auch die Gesamtausgaben an (selbst in dem genauern Vorbericht zu „Faust“ fehlt der Neudruck von A aus dem Jahre 1808), aber ohne auf das Verhältnis derselben zu einander einzugehen, als ob die Bestimmung desselben nicht eine Haupthandhabe

der Kritik wäre, welche eben das Vorurteil, die Ausgabe letzter Hand sei die zuverlässige Grundlage des Textes, gründlich zerstört.

Aber trotzdem soll diese auch maßgebend für Rechtschreibung und Satzzeichnung sein. Freilich hören wir, das Zufällige und Willkürliche wolle man nicht fortpflanzen, Fehlerhaftes berichtigen, Schwankungen und Unregelmäßigkeiten im Buchstäblichen, im Lautzeichen nach Maßgabe der Statistik beseitigen und, wo diese kein klares Ergebnis biete, dem heutigen Gebrauch den Vorzug geben. Aber mit dieser Gleichmäßigkeit nach der Statistik ist es übel bestellt. Während diese ergibt, daß bei den Abbiegungen der mit *el* und *er* abgeleiteten Wörter in den erstern das zweite, in den andern meistens das erste *e* ausfällt, sammeln, sammelt, schmeichelnd, dagegen edlen, dunklen, saurem, eurem geschrieben wird, hat sich verzweifelnd, angeln, mangeln, sammeln, gauklend, edeln, dunkeln, sauerm, euerm, wackren, besond'rem, höh'rem an einzelnen Stellen der beiden vorliegenden Bände erhalten. Hätte eine Statistik über diese Fälle vorgelegen, so wäre dies unmöglich. Ich hatte eine solche über die vier ersten Bände der Ausgabe letzter Hand a. a. D. S. 246 gegeben; Pflicht der Redaktion war es, sich eine solche über alle vierzig zu verschaffen. Dort hatte ich auch über andre Verschiedenheiten gesprochen. Goethe schrieb und sprach ergötzen, aber in die Ausgabe drang ergetzen ein, dennoch hat sich ergötzt' einmal in unsrer Ausgabe (I, 44) außerhalb des Reimes erhalten. Regelmäßig findet sich im ersten Bande der Ausgabe letzter Hand betriegen, in den drei folgenden betrügen, wie Goethe sprach. Im „Faust“ ist zweimal betrügen statt betriegen geschrieben, weil letzteres als Reim auf lügen unerträglich sei; als ob Goethe den Reim von *i* auf *ü* sich nicht auch sonst gestattet hätte! Neben Biegeln I, 304 steht Bügel F. 669. Auch ohngefähr hat sich I, 39 statt des sonst eingeführten ungefähr erhalten, lucket I, 192 neben guckt' F. 3969. Leider hat die neue Ausgabe aus ihrer Vorgängerin die lächerlich etymologirenden Formen blas't, sauf't, grauf't, wächst, hält'st, erkies't beibehalten, aber daneben stehen wächst (I, 319), hältst (F. 1148), grasst (I, 209), ließt (I, 297). Ähnlich lesen wir neben Samstag I, 151 Samstag F. 844. So wenig ist Gleichmäßigkeit der Schreibung an der Hand der Statistik durchgeführt.

Aber nicht allein ist die versprochene Gleichmäßigkeit der Schreibung nicht erreicht, wir halten den Grundsatz, daß noch heute, wo eine verbesserte Schreibung auch in unsern Schulen eingeführt ist, die „Monumentalausgabe“ Goethes die veraltete Rechtschreibung und Satzzeichnung der Ausgabe letzter Hand beibehält, für einen bedauerlichen Fehler. Goethe überließ die Regelung derselben seinen Freunden und der Druckerei, da er selbst sich dazu für unfähig, ja, gestehen wir es, auch für zu gut hielt. Wenn andre Schriftsteller, wie besonders Lessing, großen Wert darauf legten, daß ihre Grundsätze darüber streng befolgt wurden, so kam es Goethe nur darauf an, daß in seinen Werken Rechtschreibung und Satz-

zeichnung dem Leser keinen Anstoß boten, das Verständnis nicht hinderten; dazu bedurfte es bloß der Durchführung der in der Druckerei angenommenen Grundsätze und der sorgfältigen Überwachung zur möglichsten Vermeidung von Druckfehlern. Seine Ausgaben sollten auf die Zeit wirken und deshalb auch in allen Außerlichkeiten dem gangbaren Gebrauch folgen, nicht darin eine die Wirkung hindernde Eigentümlichkeit zeigen, die er nicht beanspruchte. Auch bei der Ausgabe letzter Hand wünschte er keineswegs eine wesentliche Veränderung, mit der einzigen Ausnahme, daß „etwa eine in früherer Zeit gewöhnliche allzuhäufige Interpunktion und Kommatisierung ausgelöscht und dadurch ein reinerer Fluß des Vortrages bewirkt werde.“ In der zu Grunde gelegten Ausgabe B war ihm aufgefallen, daß oft durch vorlaute Kommas das von einander getrennt wurde, was zusammen gesprochen werden mußte; deshalb wollte er, daß man die Kommas auf das Nötige beschränke. Sonst gestattete er Götting, in dem ihm übergebenen, als Handschrift dienenden Drucke diese Außerlichkeiten nach seiner Weise zu ordnen, und er verließ sich auf den Faktor der Druckerei, der möglichst die Gleichmäßigkeit herstellen werde. Wenn der erstere wegen des Gebrauches des griechischen  $\eta$ , dessen Regelung ihm wichtig schien, besondere Grundsätze aufstellte und zu diesen die Genehmigung des Dichters einholte, so wollte er sich in Bezug darauf sicher stellen und einen Erlaß an die Druckerei erwirken. Die neuen Redaktoren haben diese mit Recht über Bord geworfen, obgleich Goethe ihre Beachtung angeordnet hatte, wie er denn meist Götting, der es verstehen müsse, ohne ängstliche Erwägung zustimmte. Unmöglich konnte es ihm einfallen, den zeitweiligen Gebrauch der Rechtschreibung und Satzzeichnung, den die Ausgabe letzter Hand befolgt, für alle Zeiten festnageln zu wollen. Daß er über diese reinen Außerlichkeiten für die Zukunft keine Vorsorge traf, war sehr natürlich; hätte er eine Bestimmung darüber treffen wollen, so konnte diese nur dahin lauten, daß, wie zu seinen Lebzeiten, auch nach seinem Tode der gangbaren Weise Rechnung getragen werde, damit seine Werke nicht in veraltetem Gewande erschienen, sondern in diesen die Sprache und den Gedanken nicht berührenden Außerlichkeiten, um immer frisch zu wirken, der Zeit folgten.

In geradem Gegensatz hierzu hat die neue Ausgabe den veralteten Gebrauch der zwanziger Jahre bestehen lassen mit Ausnahme des  $\eta$ , das nur noch in den wenigen Fremdwörtern beibehalten werden sollte, wo es sich noch heute behauptet habe, zu denen auch Styl und Sylbe gehören. So müssen wir denn alle die störenden  $h$  vom Mahler bis zum Märchen, von der Blüthe bis zur Fluth und Gluth uns gefallen lassen, welche die neuere Zeit mit Recht ausgemerzt hat, ja wir würden, wäre der Grundsatz streng befolgt, auch ächt, allmählig u. a. zu unserm Ärger in der „Monumentalausgabe“ Goethes lesen, wie wir noch Tact, pünctlich, bei'm (das doch wohl auch ein a'm, i'm, zu'm, zu'r forderte) wirklich finden. Es verlohnt nicht, darauf näher einzugehen. Wichtiger ist, daß die Auswerfung des metrisch nicht zählenden  $e$  und  $i$  häufig unterbleibt, wo-

durch der Rhythmus für jedes dafür empfängliche Ohr und Auge bedauerlich geschädigt wird. Die Haltlosigkeit dieses Verfahrens habe ich in meinem Aufsatze zur Textkritik des zweiten Teiles des „Faust“ aufgezeigt. Nur durch Nachlässigkeit des Dichters, des Abschreibers oder der Druckerei sind e und i oft da, wo der Vers sie ausschließen, in den Ausgaben stehen geblieben, und sollen deshalb ewiges Leben behalten, nicht zur Ehre des Dichters. Goethe bediente sich hierbei von frühester Jugend an der von allen deutschen Dichtern in Anspruch genommenen Freiheit. Auch hat er im ersten, 1806 sorgfältig durchgesehenen Bande der Gedichte die Auswerfung regelmäßig durchgeführt, wogegen er beim zweiten, der zuerst in der nachlässigen Ausgabe B erschien, darauf nicht geachtet hat. Im „Faust“ ist die Auswerfung an elf Stellen der Ausgabe letzter Hand übersehen und fehlt demnach auch bei dem neuen Herausgeber, wogegen die jetzt entdeckte ursprüngliche Fassung sie überall, der erste Druck wenigstens zweimal (2385, 2994) hatte. Wenn es zu 2385 heißt, Lange sei „konform zu 2384,“ so fordert dort der Vers diese Form an der ersten Stelle, während sie hier einen sonst in diesen Versen nicht vorkommenden Anapäst giebt und offenbar ein eben durch den vorhergehenden Vers veranlaßter Druckfehler ist. Unnötige Auswerfungen hat das Intermezzo 4228 und 4360 beibehalten. Statt des harten Soll'n ist Sollen zu schreiben (der Anapäst steht, wie 3024 ein Vers mit Wollen wir beginnt); ebenso glauben statt glaub'n, wie auch sonst in der Mitte der Verse des Intermezzos Anapäste den Jambus vertreten. Seltsam ist es, wenn wir I, 234 noch Mann's lesen, wogegen der Apostroph in Leibs I, 232 und mehrfach im „Faust“ wie in Geists (1811) gestrichen ist; dagegen lesen wir dort noch 2031 Willkommen', 2747 Will', während 2080 wollt' durch Weglassen des Apostrophs berichtigt ist.

(Schluß folgt.)



## Die sogenannte Konkurrenz.



Is ich vor fünfzehn Jahren zum ersten male auf den Rigi kam, bestand dort oben keine „Konkurrenz.“ Man fand nur das treffliche Gasthaus Rigi-Kulm, und war dort trotz (oder wegen?) des Mangels an aller Konkurrenz vorzüglich aufgehoben; Speisen und Getränke, Zimmer, Bedienung u. a. ließen nichts zu wünschen übrig, und die Preise waren in Anbetracht der Lage überaus mäßig.

Ein paar Jahre später kam ich wieder hinauf. Diesmal war „Konkurrenz“ da, und zwar machte sie sich gleich am Bahnhof in aufdringlichster Weise wahr-